

Faszinierende Wiederentdeckung

Das Schlossmuseum Murnau zeigt Werke des russischen Expressionisten Robert Genin

Von Annette Krauß

Murnau (DK) Wie kann es sein, dass ein avantgardistischer Künstler der Moderne, der in München, Berlin und Paris lebte und malte, der in zahlreichen deutschen Galerien Einzelausstellungen hatte und dessen Werke von vielen Kunstfreunden geschätzt und erworben wurden, ganz und gar vergessen wird? Robert Genin, der am 11. August 1884 geboren wurde und dessen Name in der Aussprache an seinen Landsmann Lenin erinnert, hat ein facettenreiches Œuvre hinterlassen, das heute in Privatsammlungen zerstreut ist oder in den Depots von Museen schlummert. Möglicherweise hat der Zweite Weltkrieg jene vielfältigen Bindungen durchtrennt, die der Künstler Robert Genin zeit seines Lebens nach Deutschland und Frankreich knüpfte. Dem Schlossmuseum Murnau gebührt nun die Ehre der Wiederentdeckung dieses Malers in einer Ausstellung, auf die manches große Museum mit Neid blicken dürfte.

Genin stammt aus einer jüdischen Familie in einem Dorf im heutigen Weißrussland, und die Erinnerungen an die Kindheit, an Holzhaus und orthodoxe Kathedrale, lasten dem Maler, der sich selbst darstellt, so auf der Schulter, wie einst der Fiedler von Marc Chagall sein Holzhäuschen auf dem Rücken trug. Er studiert in Wilna, dann in Odessa, und beginnt ein unruhiges Künstlerleben, das ihn zwischen München, Berlin und Paris ebenso hin- und herreibt wie zwischen verschiedenen Lebensgefährtingen.

Ausgestellt wird er von Galerien und Künstlervereinigungen – in München zeigt die berühmte Galerie Thannhauser,



Aufsehenerregendes Œuvre: 1930 hat Robert Genin das Bild „Der Maler“ gemalt. Jahrzehnte war er in Vergessenheit geraten. Fotos: Privatsammlung

die auch Picasso vertritt, seine Gemälde und Zeichnungen. Und tatsächlich ist gerade das Thema Mutter und Kind eines,

in dem sich Einflüsse Picassos zeigen – nicht im Sinn eines Kopierens, sondern in der Anlage der Figuren. Eine andere Spur

führt zu Gauguin, der 1891 nach Tahiti gereist war, um das Paradies zu suchen – Genin bricht 1926 nach Bali auf und malt drei Monate lang die Frauen und Mädchen in ihrer exotischen Schönheit. Gerade in den Gemälden der 1920er-Jahre, die im letzten Raum der Ausstellung versammelt sind, zeigt sich eine typische Vorliebe Genins für warme Rot- und Gelbtönen. Avantgardistisch interpretiert er einen liegenden Akt, indem er spiegelnde Reflexe auf den dargebotenen Körper malt, und er umstellt den weiblichen Akt mit Blumen, Bildern und einer Ikone, als seien dies Opfergaben für eine Göttin.

Ganz anders ist die Farbpalette der frühen Bilder. Duster wirkt das lebensgroße Bild der „Witwe“ von 1915, wo nur die aufgereihten Waisenkinder in farbige Gewänder gekleidet sind und die übermächtige, schwarz gewandete Frau einen bodenlangen transparenten Schleier trägt, als wäre sie eine Braut des Todes. Das geheimnisvolle Gemälde ist seit Jahrzehnten im Besitz des Galeristen Ralph Jentsch, dessen Kennerblick und Spürsinn 2008 die Kunstfälschungen von Wolfgang Beltracchi entlarvt hat.

Eine solche Ausstellung, die Museumsleiterin Sandra Uhrig in fünf Jahren vorbereitet hat, wäre nicht möglich ohne die Unterstützung des Petersburger Kunsthistorikers Alexej Rodionov, der den Freundeskreis

von Robert Genin gegründet hat und der mit dem Ausstellungskatalog, der auf Deutsch und Russisch vorliegt, nach weiteren Werken Genins forschen will.

Es gilt, einen Künstler dem Vergessen zu entreißen, in das ihn auch die deutsche Kriegspolitik gestürzt hat. Denn Genin hatte 1936 eine Einzelausstellung in New York, übersiedelte dann nach Moskau, lebte dort in prekären Verhältnissen und „verfällt in einen nervösen Zustand“ (Katalog), als Deutschland am 22. Juni 1941 die Sowjetunion angreift. Acht Wochen später, am 16. August 1941, begeht er Selbstmord, nachdem er bei einer Brandwache verletzt wurde.

Dass Genin, der Kontakte zu Paul Klee, Wassily Kandinsky, Alexej von Jawlensky und Marianne von Werefkin unterhielt und sich in

Waldrudering ein Atelierhaus baute, nun ausgerechnet im oberbayerischen Murnau wiederentdeckt wird und seine Gemälde und Zeichnungen dort in einer ersten Retrospektive gezeigt werden, mutet wie eine späte Wiedergutmachung für die Zerrüttung durch den Nazi-Deutschland angezettelten Krieg an. Eine Ausstellung, die Aufmerksamkeit erregen wird.

Schlossmuseum Murnau, bis 30. Juni, täglich außer montags von 10 bis 17 Uhr, außerdem an Feiertagen geöffnet. Weitere Infos unter www.schlossmuseum-murnau.de.

Sprayer Naegeli vor Gericht

Von Frank Christiansen

Düsseldorf (dpa) Harald Naegeli, der berühmte „Sprayer von Zürich“, steht heute wieder vor Gericht. Weil der Künstler unter anderem die Nordrhein-westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste in Düsseldorf mit zwei Flamingo-Figuren verziert haben soll, ist er wegen Sachbeschädigung angeklagt. Ursprünglich sollte die Verhandlung bereits vor über einem Jahr stattfinden. Doch Naegeli war nicht erschienen, wohl, weil er in der Schweiz in einem Krankenhaus lag. Zwischenzeitlich ging es ihm gesundheitlich äußerst schlecht, wie er selbst berichtete.

Naegeli, der wegen seiner Sprayerei – trotz breiter Proteste von Künstlern und Politikern – schon 1984 in der Schweiz ein halbes Jahr im Gefängnis saß, soll in Düsseldorf „rückfällig“ geworden sein. Ausgerechnet zwei Flamingos an der Fassade der NRW-Akademie könnten ihm nun zum Verhängnis werden. „Ich verstehe es nicht“,



Urvater der Graffiti-Kunst; Harald Naegeli. Foto: Bieri/Keystone/dpa

sagt gestern sein Verteidiger Gerhard Schaller auf Anfrage. Gerade von dieser Institution hätte er mehr Verständnis gegenüber der Kunst erwartet. Stattdessen habe die Akademie sogar das Angebot einer außergerichtlichen Schadensregulierung ablehnt.

Naegeli selbst hatte die Vorwürfe zurückgewiesen und von Rechtsbeugung gesprochen. Er hätte sich den Prozess ersparen können, wenn er einen Strafbefehl in Höhe von 600 Euro akzeptiert hätte. Doch klein beigeben war noch nie seine Sache: „Herr Naegeli ist der Auffassung, dass das, was er tut, nicht strafbar ist – wenn er es denn war“, sagt sein Anwalt.

Während es für die Flamingos an der NRW-Akademie keine Zeugen gibt, sieht das für ein weiteres Graffiti an der Volmerswerter Straße anders aus: Dort beobachtete eine Zeugin einen älteren Herrn bei der „Tat“, der sich dann mit einem Fahrrad aus dem Staub machte. „Eine ordnungsgemäße Gegenüberstellung hat aber nicht stattgefunden“, moniert Rechtsanwalt Schaller.

Die rechtliche Situation hat sich für den Urvater der Graffiti-Kunst durch das „Graffiti-Bekämpfungsgesetz“ von 2005 deutlich verschlechtert. Musste früher eine Beschädigung der Substanz nachgewiesen werden, was bei Farbe auf einer Mauer praktisch ausgeschlossen war, reicht nun die „Veränderung des äußeren Erscheinungsbildes“.

Wichtiger Preis für Serebrennikow

Moskau (dpa) Der unter Hausarrest stehende russische Starregisseur Kirill Serebrennikow ist für seinen Kinofilm „Leto“ mit einem der wichtigsten Filmpreise des Landes ausgezeichnet worden. Der Film lief im vergangenen Jahr auch in deutschen Kinos. Serebrennikow wurde im Sommer 2017 wegen angeblicher Unterschlagung von Fördergeldern bei den Dreharbeiten zu „Leto“ festgenommen. Seitdem befindet er sich im Hausarrest. Den Film, der die Geschichte des sowjetischen Rockstars Viktor Zoi erzählt, stellte er in seiner Wohnung fertig. Serebrennikow bestreitet die Vorwürfe vor Gericht vehement.

Läppische Comedy

„Farm Fatale“ in den Münchner Kammerspielen

Von Hannes S. Macher

München (DK) Von der Last der Strohballen auf ihren Rücken tief gebeugt, schleppen sie sich schlurfend auf die Bühne. Ein mit Pappband zusammengeklebtes Plastikschwein steht schon da, und ein Hahn kräht auch. Fünf Mägde und Knechte einer ökologisch abholden Farm, in Faschingskostüme gewandelt und mit entsprechenden Perücken, leisten den Tieren Gesellschaft. Auf Gaudi getrimmt ist dieses Bauernhofpersonal, das ach so waghalsig und vor Liebe schmachmend auf den Heuboden klettert und in höchst aberwitzigen Szenen eine Natur schonende Landwirtschaft verulkt. Vogelscheuchen sollen sie darstellen, die nach der Umwelt- und Klimakatastrophe als einzige überlebt haben, doch sie sind nur aufgedrehte und reichlich überdrehte Figuren einer albernen Muppetshow.

Was eine gehaltvolle Auseinandersetzung über das hochaktuelle Thema zur ökologischen Ausrichtung der Landwirtschaft und zum Klimaschutz hätte werden können, ließ Philippe Quesne, Autor, Regisseur, Bühnen- und Kostümbildner in Personalunion, bei der Uraufführung seiner „Farm Fatale“ leider zur läppischen Comedy verkommen.

Mit Tiermasken als Hühner, Schweine und andere Stallbewohner trollen die fünf Schauspielerinnen und Schauspieler (Léo Gobin, Stefan Merki, Damian Rebetz, Julia Riedler und Gaëtan Vourc'h) über die Bühne und liefern dazu ihre durch Headset sprachlich verzerrten und daher vom Publikum größtenteils kaum verständlichen Statements und Sprüche ab. Und Dauerzappeln ist auch angesagt, weshalb das schier endlos erscheinende Gebrabbel statt kritischer Töne über die Probleme der Umwelterstörung und deren Folgen je länger,



Das Dauerzappeln nervt: Damian Rebetz in Philippe Quesnes „Farm Fatale“. Foto: Argyrolo

desto intensiver nur nervt. Während zehntausende Jugendliche in aller Welt in ihren „Fridays for Future“-Demos eine radikale Umkehr in der Klimapolitik und den Schutz der Natur einfordern, servieren die Münchner Kammerspiele als Begleitprogramm dazu statt einer adäquaten Unterstützung dieser ernsthaften Anliegen eine banale Unterhaltungsshow.

Wenigstens das vor den Strohballen platzierte Schild „Umleitung“ und die eingestreuten kritischen Songs à la Arlo Guthrie, des bedeutenden US-Folksängers der 1970er-Jahre, vermitteln hier die authentische Stimmung einer „Farm fatale“, die der Zerstörung der Natur und der Lebensgrundlagen der Menschen Vorschub leistet. Ansonsten: nur Mummenschanz auf kindischem Comic-Niveau.

ZUM STÜCK

Theater: Münchner Kammerspiele, Kammer 2
Regie, Bühne, Kostüme: Philippe Quesne
Dauer: 1 Stunde 30 Minuten
Nächste Vorstellungen: 4., 9., 10., 24., 25. April
Kartentelefon: (089) 23 39 66 00

Aktionismus statt Italianità

Misslungene Aktualisierung: Puccinis „La Bohème“ am Gärtnerplatztheater

Von Wolf-Dieter Peter

München (DK) Ganz richtig: Klassiker werden gern als „unsterblich“ eingestuft, weil sie für fast jede Zeit ihre Gültigkeit beweisen können. Wenn also Münchens Komische Oper, das Gärtnerplatztheater, eine neue Interpretation des Musikdramas um junge Künstler und eine kleine tuberkulöse Blumenstickerin ansetzt, dann darf das Publikum eine Sicht von 2019 erwarten.

Zutreffend stellt die Dramaturgie im Programmheft klar, dass die heutige soziale Grundgesamtheit das Klischee vom hungrigen und frierenden Mansarden-Künstler unglaubwürdig gemacht hat. Wohl deshalb griffen Regisseur Bernd Mottl und sein Ausstatter-Duo Friedrich Eggert (Bühne) und Alfred Mayerhofer (Kostüme) in die andere Klischee-Kiste: „Geldige Kunstschickleria“. Also: die vier Jungs in trendigen, grell-schrägen Klammotten; die Mehrzimmer-Wohnung zwar kein Loft, aber vom Maler Marcello flächendeckend „informell“ ausgemalt, so dass man an großkotzige „Wohn-Nomaden“ denken darf; dazu noch Rudolfo am Tablet und Schau-nards – im Original: endlich Hunger stillende – Einkäufe hier in glänzenden Galerie-Lafayette-Einkaufstaschen – und um irgendwie „anders“, womöglich gar „geil“ zu wirken, haben die Jungs auch alle Fenster ausgehängt, um die Schnee-Kälte rein zu lassen... dabei bleibt es auch, als Mimi hereinkommt, ohne Kerze, ohne Zugluft, aber eben doch mit „eiskaltem Händchen“.

Im Weiteren häufen sich dann die unlogischen Spielzüge: Marcello kann locker mit einem Geldbündel die Miete bezahlen; alle gehen in eine hyper-trendige Bar, wo die Kinder um Parpignol, einen Glitzerkostüm-Weihnachtsmann, sinnfrei auf „action“ machen – und der kommt dann zurück und legt einen Strip

hin, damit alle seinen bis auf ein grell rotes Satin-Höschen nackten Muskel-Body bewundern können – eine banale Zutat für die Klientel des umgebenden Glockenbachviertels. Auf diesem Niveau läuft über die „Underground-Disco“, wo Marcello malt, und am Ende Collines Mantel-Verkauf nur ein sinnleerer Fake ist, die weitere Handlung ab. Immerhin hängen die Jungs zu Mimis Sterben dann doch ein paar Fenster wieder ein... insgesamt eine missglückte Aktualisierung.

In diesem Ambiente war es schwer, den doch zeitlosen Gefühlkosmos von Puccinis Musik zum anrührenden Leuchten zu bringen: Freaks glaubt man halt wenig. Hinzu kam aber, dass Anna Russels unsterbliche Wagner-Bosheit „Anything you can sing – kann ich lauter“ alles dominierte. Als Theaterfreund fragt man sich, was alle musikalischen und dramaturgischen Assistenten während der Proben gehört – oder: nicht gehört haben: dass in drei der vier Bilder aus einem Kubus herausgesungen wird; das könnte „sängerfreundlich“ sein, doch scheint niemand Chefdirigent Anthony

Bramall gesagt zu haben: alles zu laut – und dann noch premierenangespannt „viel zu laut“. So führten Camilla Schnoor (Mimi) und Lucian Krasznec (Rodolfo) vor allem Stimmkraft vor – von der Spannweite Piano bis Fortissimo nur Letzteres und das meist direkt ins Publikum. Prompt fehlte alle Beseelung, nur Matija Meics Marcello gelangen ein paar warmherzige Bariton-Passagen. Obwohl im Publikum doch die reiferen Jahrgänge dominierten und nicht die jungen Ohrstöpsel-Geschädigten, bekam diese nur laut-schrilles Schickleria-Story einhelligen Beifall. Puccini hat Feineres und Tiefere komponiert.

ZUM STÜCK

Theater: Gärtnerplatztheater München
Musikalische Leitung: Anthony Bramall
Regie: Bernd Mottl
Dauer: 2 Stunden 15 Minuten
Läuft bis: 18. Juli
Kartentelefon: (089) 21 85 19 60



„La Bohème“ in der Gegenwart: Suzanne Taffot (Mimi) und Arthur Espiritu (Rodolfo) in der Neuinszenierung von Bernd Mottl im Gärtnerplatztheater. Foto: Briane